

(Nachdruck verboten.)

Unter dem Schutze des Gesetzes.

1) Von Maria Konopnicka.

I.

Der Gefängniswärter warf die Thür geräuschvoll ins Schloß und drehte den Schlüssel um.

Sie aber sah sich nach allen Seiten um und zog das dicke Wolltuch, das ihr Haupt und Arme bedeckte, tiefer über das Gesicht.

Die Straße war fast leer. Nur die Spaken ließen ihr lärmendes Gezwitze unter den Gesimsen des Gefängnisses hören, von der Ferne drang das Rasseln schwerer Kohlenwagen, und der Hund des wachhabenden Soldaten, dessen Herr vor seinem Häuschen mit geschultertem Gewehr auf und ab ging, wälzte sich im Staub, gähmend und nach Fliegen haschend.

Bei dem geräuschvollen Schließen der Thüre wandte der Soldat den Kopf, betrachtete das Mädchen, in dessen Augen der Glanz erloschen war, und setzte seine Wanderung fort; dabei sumimte er leise ein Lied und spuckte öfter durch die Zähne aus.

Die alte Jüdin, die dem Gefängnis gegenüber bei ihrer Krambude saß und eine Schüssel saurer Gurken und ein Maß Kürbiskörner feilhielt, zählte ihren Tageserlös, indem sie rostige Kupfermünzen aus der am Gürtel über der fettigen Schürze herabhängenden Ledertasche herauskrante und schnell mit ihren roten, wimpernlosen Lidern blinzelte.

Es war schwül. Die Augustsonne brannte kräftig, wie vor einem Regen. Das Mädchen schritt langsam die Treppe hinunter, dann wandte sie sich nach rechts, und als sie einige Schritte die gelbe Gefängnismauer entlang gegangen war, blieb sie stehen und lehnte mit dem Rücken gegen die Wand.

Ihre Füße bebten, die Luft machte sie berauscht. Seitdem sie den letzten Typhus überstanden, überfiel sie häufig ein Schwindel, während dessen es ihr in den Ohren klang, wie von einer Kirchenglocke, und vor den Augen schwarz wurde, wie in der schwärzesten Nacht.

Sie hatte eine Weile so dagestanden, als sich das Guckfensterlein der Gefängnistanzlei klirrend öffnete und das blühende, von schönem Haar umrahmte Gesicht des Herrn Oberaufsehers zeigte.

„Hanka! Hanka! Blacharżowna!“ rief er mit klangvoller Stimme.

Das Mädchen wandte sich um; dabei glitt ihr das große Tuch vom Kopfe und die gelichteten, dunklen Haare und das kleine abgemagerte Gesicht kamen zum Vorschein.

„Komm doch nur etwas näher!“ hub der Herr Oberaufseher freundlich an.

Sie hücte sich, erhob das unweit unter der Mauer liegende kleine Bündel und trat schweigend an das Fenster.

„Heute noch wirst Du in Sentotin anlangen, vielleicht in Tarczyn, und morgen zu Mittag mußt Du in Grojec*) sein. Jetzt ist Mondschein, man kann in der Nacht gehen.“

„Ich werde gehen, gnädiger Herr!“ versetzte das Mädchen.

„Daß Du mir aber auch unterwegs keine Dummheiten machst! Gott behüte! Merk Dir das. Du gehst direkt zum Magistrat und meldest Dich zum „Ausenthalt“. Ich schicke Dich absichtlich nach Grojec, weil dort viele Internierte sind, es wird Dir heimischer sein.“

„Ich danke, gnädiger Herr!“

„Und daß Du den Zettel zum Magistrat nicht verlierst. Du übergiebst ihn dem Herrn Bürgermeister oder dem Herrn Sekretär. Das ist gleich. Dort wird man Dir ein Schriftstück herausgeben, Deine Papiere sind schon abgegangen. Ich schicke Dich nicht mit einer Partie, denn Du hast Dich gut geführt. Na, und wie ist es denn mit dem Fuß dort? Thut's noch weh?“

„Ja... nicht sehr, gnädiger Herr!“ antwortete das Mädchen.

*) Ein unweit von Warschau gelegenes Städtchen, wohin Straflinge verbannt werden.

Der Fuß schmerzte sie freilich, als zwicke sie jemand mit glühenden Zangen, aber sie war nicht sicher, ob es sich schickte, davon zu sprechen.

„Na, so geh' Deiner Wege, und Gott geleite Dich!“ schloß der Herr Oberaufseher und zog sein Haupt zurück.

Das Mädchen ließ sich auf die Erde nieder. Sie holte aus dem Bündel ein altes Tuch hervor, in dessen einem Ende der Zettel für den Magistrat eingewickelt war, und schob ihn tief in ihre Bluse hinein, wobei ihre kleinen Brüste und das grobleinene, wenig gebleichte Hemd sichtbar wurden.

Dann erhob sie sich ruhig, blickte unruhig auf die Sonne, als wollte sie abmessen, wieviel Zeit ihr noch bis zum Abend blieb, und machte sich auf den Weg. Anfänglich ging sie langsam, dann immer rascher, in dem Maße, als ihre an gleichmäßige und beschränkte Bewegungen gewöhnten Beine sich gerade richteten und in der Freiheit an Geschmeidigkeit zunahmen.

Ihre Kleidung war ärmlich. Ein verschliffenes Kleid von unbestimmter Farbe, am Rande stellenweise ausgefranst, hing an ihren schmalen Hüften herab; die Schürze wies eine Menge von bunten Flecken auf; die mageren Hände verschwanden in den Ärmeln der viel zu großen, stark abgetragenen Jacke; die bloßen Füße, deren einer bis über die Knöchel in einen dicken Leinwandsocken gewickelt war, steckten in niedrigen Schuhen; das große Tuch schien sie mit seiner Last zur Erde zu drücken.

Die Straße, die sie ging, zog sich von Osten gegen Westen inmitten einer weiten Flucht von Häusern und Häuschen. Fern von den großen Verkehrsadern, halte in ihr nur zuweilen das Getöse der Querstraßen wieder, das bald kräftiger tönte und sich dann wieder in der Ferne verlor. Das einzige Geräusch, das man hier öfters vernehmen konnte, verursachten die kleinen Wagen mit schlechtem Obst, die von armen jüdischen Händlern in schnutzigen Kastrans gezogen wurden, und deren Inhalt von den daneben gehenden Gehilfen mit lauter Stimme ausgerufen wurde.

Sobald sich aber ein Wagen zeigte, konnte man im voraus sicher sein, daß er vor dem Gefängnis Halt machen werde. Dieses Gebäude bildete in der That den Hauptpunkt der Straße, seine gelben Mauern warfen einen düstern Schatten auf sie. Das eiligen Schrittes dahingehende Mädchen schien auf seinem gebückten, von einem groben Tuch eingehüllten Kopf etwas von diesem Schatten mit sich fortzutragen. Sie ging, ohne den Blick von den grauen Pflastersteinen zu erheben, immer westwärts, der Sonne entgegen, und trotz der sengenden Hitze zog sie das schwere Tuch immer tiefer über das Gesicht, als ob sie darunter verschwinden wollte. Ein vorbeilaufender Schlächterjunge versetzte ihr einen Rippenstoß, aber sie sah sich nicht einmal um, als ob das etwas ganz Natürliches wäre.

Sie ging und sann...

Ah dieses fürchterliche gelbe Haus! Wie das den Menschen von Grund aus umwandelt. Als man sie abführte, wollte sie sich das Leben nehmen, wollte Hungers sterben, wollte sich den Kopf zerhacken. Jetzt — es war, als wäre etwas in ihr umgetauscht. Sie fühlt weder Reue noch empfindet sie Freude, ganz wie dieser Stein auf dem Felde... Drei Jahre... runde drei Jahre...

... Ah, dummes, dummes Mädchen! Wozu hatte sie das gebraucht? Konnte sie nicht, wie andre Mädchen, ehrlich dienen? Wär's nicht besser gewesen, heute, ohne die Augen niederzuschlagen, erhobenen Hauptes unter den Leuten in Ehren einherzugehen! Und da mußte sie sich in solch ein Hemdchen stecken! Die Hunde möchten über sie heulen, wenn sie sie wittern würden. Die Eltern möchten sich im Grabe umdrehen, wenn sie wüßten, wie man sie durch allerhand Undeckte und Amtsstuben schleppte...

... Ah, wie viel Schande mußte sie über sich ergehen lassen, wie viel Schmach, wie man Vermut schlecht und bittere Kräuter...

... Ah, sie dummes, dummes, dummes Mädchen!...

Ein schwerer Seufzer, der wie ein Stöhnen klang, entrang sich ihrer Brust, und ohne den Schritt zu verlangsamen, schüttelte sie das Haupt, als empfände sie tiefes Mitleid mit sich selber und der eignen Dummheit. Jetzt trat eine leichte Röte auf ihr schmales, braunes Gesicht.

... Pietret ... Wo nur Pietret jetzt sein möchte? ... Vielleicht hat er die rote Basta geheiratet, vielleicht ist er schon ganz und gar ein großer Herr geworden. So, oder so, für sie ist er nun einmal für immer verloren. Gleich wie der Wind, der verweht, wie das Wasser, das verfließt, ist er für sie verloren.

... Und schön war der Junge, wie zum Malen. Einen Ueberzieher trug er, Cigaretten rauchte er, die Hände hielt er stets in den Taschen und die Samaschen sahen ihm an den Schuhen heraus. Ganz wie ein Beamter, oder so ein Herr. Wäre ein Amt denn etwa was Großes für ihn gewesen? Gemeindefchreiber wäre er ja gewesen, sagte er, im Edelhof saß er mit den Herrschaften bei Tisch, — aber dann haben sie ihn fortgejagt, weil sie nämlich so neidisch auf ihn waren. Als er anfing, zu ihr zu gehen, waren alle Mädchen im Hause auf sie wegen dieses Kavaliärs neidisch. Aber er lächelte nur und drehte den Schnurrbart.

„Ich werde Dich heiraten, Hammen, liebes Hammen“, sagte er, „denn Du gefällst mir furchtbar“.

Sie versetzte: „Aber, wo werden der Herr Pietret mich heiraten, ich bin doch nur ein armes Mädchen“.

Und er wieder: „Ach was, arm oder nicht. Das kann man noch gar nicht wissen. Wenn nur Verstand im Kopf ist, kommt das Geld von selber. Brot in der Hand, Geld in der Tasche“ ...

„Ach, sie war ganz vernarrt in den Schlingel. Für ihr Leben hatte sie ihn gern. Und wenn er nicht die Schlüssel zu den Zimmern, sondern das Herzblut von ihr gefordert hätte, sie hätte es ihm nicht verjagen können. So lieb hatte sie ihn gehabt.“

Schon ein Vierteljahr hatte sich die Sache hingezogen, da fuhren einmal die Herrschaften ins Theater und Pietret kam zu ihr. „Ich werde Dich heiraten, Hammen, aber Du mußt mir behilflich sein. Wenn Du mir nicht hilfst, gehe ich sofort zur Basta“. — Und Basta diente im dritten Hause. Wie sie auch stehe und wie sie hat, es half nichts. „Entweder Du hilfst mir, oder Basta hilft mir. Giebst Du mir den Schlüssel, heirate ich Dich, giebst Du mir den Schlüssel nicht, geh' ich zu Basta.“

Schließlich gab sie den Schlüssel her. Kaum hatte er ihn, flugs war mein Pietret im Zimmer, sie schlich sich die Treppe hinunter, vor das Thor. Es litt sie nicht in der Küche. Sie stand vor dem Thor und lugte aus, ob die Herrschaften nicht heimkämen, das Fieber schüttelte sie, daß sie mit den Zähnen klapperte.

Die Hausmeistersfrau kommt, spricht zu ihr, und sie steht, ohne sich zu rühren, die ausgedörrte Zunge liegt ihr wie gelähmt unterm Gaumen, in der Brust hämmert es, Hitze und Frost überlaufen sie abwechselnd, und jedes Naderchen ihres Körpers zuckt, daß sie sich gegen das Thor lehnen muß, um nicht umzufallen.

Es dauert nicht lange, da sieht sie, daß Pietret geht. Den Pelz des Herrn hat er an, den Kopf trägt er hoch, den Hut seitwärts gerückt, eine Cigarre zwischen den Zähnen, die Hände in den Taschen — mit einem Wort, ein ganzer Herr. Nur sieht ihm etwas von der linken Seite unter dem Pelz hervor. Es dämmerte schon, aber sie erkennt gleichwohl, daß er eine Schachtel trägt. Sie klatscht in die Hände: „Pietret ... Pietret.“ Er schweigt. Geht stolz seinen Weg, als ob er sie gar nicht bemerkte. Sie hängt sich an seinen Armel, er schüttelt sie nur so ab. Da, mit einem Mal, plumps, fliegt ihm ein silbernes Theelöffelchen aus der Brust. Sie bückt sich danach ... „Um Gotteswillen, Pietret, auch das Silber?“ ... „Marisch, geh' Deiner Wege!“ giebt er ihr zurück, und geht weiter, mit den Zähnen klirrend ...

Sie vergah das Haus, vergah die Herrschaft, rannte ihm nach, wie befehlen, von einer Gasse in die andre, bis sie ihn beim letzten Laternepsahl einholte, gerade als er die Schachtel von dem linken unter den rechten Arm schob. Sie war ohne Besinnung, ohne Atem, hatte ein Säusen in den Ohren, im Halbe war's ihr trocken, sie wollte schreien: „Daltet ihn!“ ... Aber die Zunge war ihr im Munde erstarrt. Als sie ihn erreicht hatte, lehnte sie sich gegen die Laterne, verschluckte sich und brachte mühselig hervor: „Pietret, gehst Du fort ohne mich?“

„Nach, daß Du fortkommst, Diebin!“ knurrte er und drehte ihr den Rücken. Sie rang die Hände.

„Ich bin also die Diebin?“

„Nicht das ist der Dieb, der stiehlt, sondern der den Dieb gewähren läßt.“

„Um Gotteswillen, Pietret, was redest Du da? Was ist in Dich gefahren? Wir sollten ja heiraten. Pietret!“

Sie klammerte sich an ihn, sie stöhnte, sie jammerte, er brummte ihr: „Nach daß Du fortkommst, Hundebrot!“ Darauf ein Fluß, ein Stoß mit der Faust gegen die Brust, daß sie die Besinnung verlor und zu Boden stürzte. ...

Wie sie es fertig gebracht, sich zu erheben und nach Hause zu gelangen, wußte sie selber nicht mehr. Zuerst wollte sie gleich davonlaufen, aber es kam ihr vor, daß hinter dieser Laterne, wo Pietret sie stehen ließ, die Welt schon ganz aufhöre, und es nichts mehr gebe, wohin man sich verkriechen könnte. Sie blieb. Die Herrschaften kommen heim, ein Lärmen, ein Schreien ... der Pelz fehlt, das Silber fehlt, das Geld fehlt. Man durchwühlt alles, sucht überall und entdeckt in ihrer Tasche das Theelöffelchen, das sie hinter dem Pietret aufgehoben hatte. Man fällt über sie her und schleppt sie vor Gericht. Ach, wie hat sie geweint, bitterlich geweint! Aber den Pietret hat sie doch nicht verraten. So fest war ihre Liebe zu ihm. Drei Jahre saß sie im Zuchthaus, drei volle Jahre, und er hat kein Wortchen von sich hören lassen, keine Nachricht durch andre gegeben ... Ganz als wenn sie gestorben wäre. Wie hat man sie gequält, wie hat man sie geplagt! Wo hast Du das Geld, wo hast Du das Geld? Sie stand vor ihnen, wie ein Holzblock. So oft sie sich erinnert, wie er sie ausgeschrien „Fort, Du Hundebrot!“ wie er sie mit der Faust von sich gestoßen, schießt ihr das Blut zu Kopfe und das Herz wendet sich in ihr um, so daß sie nahe daran ist, alles zu gestehen ...

Aber bald steht er wieder vor ihr wie lebendig, steckt die Hände in die Taschen, und ihr ist, als hörte sie ihn deutlich: „Hammen, liebes Hammen, ich heirate Dich“, spricht er, und noch viele andre süße Worte, als kämen sie aus tiefstem Herzen. Und sofort erfährt sie eine solche Befremdung, daß sie nur zur Erde blickt und kein Wort redet ... Und da beschreibe man sie in den Akten, schleppt sie von einer Untersuchung in die andre, steckt sie ins Zuchthaus, die Seele möchte man ihr aus dem Leibe reißen, wenn man's nur könnte ...

Bis sie endlich ihre Zeit abgessen hatte ...

... Ach, Pietret, Pietret, der hat ihr aber Verstand beigebracht, für's ganze Leben ...

Sie ballte krampfhaft die Hände, daß es in den Gelenken knackte, und erhob ihre bekümmerten, von einer tiefen Falte eingerahmten Augen zu der sinkenden Sonne.

Gott mag es ihm verzeihen, aber er hat sie doch geschädigt, schwer geschädigt.

Bei dem Gedanken, daß ihr schweres Unrecht widerfahren wäre, zog sie das Tuch noch tiefer, senkte schwer und setzte, ohne des kranken Fußes zu achten, ihre Wanderung in rascherem Tempo fort.

Je weiter sie kam, desto seltener wurden die größeren und desto häufiger die kleinen Häuschen, in denen sich schmutzige Schänken befanden. Hier und da spielten kleine Gruppen berückter, ungewaschener Kinder. Hanka bemerkte sie, und im Vorbeigehen wendet sie den Kopf und lächelt sie an. Seit drei Jahren ist das ihr erstes Lächeln. Im Gefängnis hört man häufiges Lachen: ungezügelt, höhnisch, idiotisch, abstoßend, erschallt es jede Stunde in den Zellen und auf den Korridoren. Aber ein Lächeln gehört dort zu den größten Sektensheiten; sogar die Kinder an dem Busen der Mutter haben es verlernt; auf den Lippen der Sterbenden erscheint es nicht. Däster, erschrocken, mit dem Ausdruck des Entsetzens auf den angeschwollenen Gesichtern, erwachen sie, und so schlummern sie ein in ihren grauen Mäntelchen. Die Toten verlassen den Raum mit drohender, hahersüßlicher Miene in den starren Jügen ...

Hanka sah zur Sonne empor und beschleunigte wieder ihre Schritte.

Jetzt waren zu beiden Seiten der Straße nur noch mit Kalk bestrichene Bretterzäune, dann verschwanden auch diese, die Hintergäßchen erweitern sich zu breiten, aneinandergehenden Plätzen, und obgleich das Pflaster zu Ende geht, bleiben doch die verstreuten, vorstädtischen Schänken, Garlücken und Schnapsbuden, nur werden sie immer unjauberer.

Das Mädchen war eben in der Nähe einer dieser Schnapsbuden, als die Thür sich mit Krachen öffnete und aus dem Innern zwei Weiber herabstürzten, beide hochrot in den Gesichtern, indem sie die Tücher einander von den Köpfen zerzten, sich ins Gesicht fuhren und mit ihrem Lärm das

gellende Piepsen einer Drehorgel übertäubten, die vor der Thür ein kleiner schwarzer Jude spielte, der seine Mühe tief zurückgeschoben hatte und mit weit auseinandergespreizten Beinen dastand. Tolles Lachen und das Geflöse trunkener Stimmen drang aus dem Innern, und in der Thüre drängte sich ein Häuflein Männer, die sich über die zankenden Weiber amüsierten.

Die Zankenden schlangen schon die Häute, und der Leiermann brachte auf seinem Klavieren die dünnsten Töne hervor, als durch die offene Thür ein junges hübsches Mädchen, fast noch ein Kind, herbeigelaufen kam und vor dem Leierkasten zu tanzen anfing. Ihr schwer blonder Zopf löste sich zur Hälfte und fiel herunter, der Kopf wankte hin und her, das nicht ganz zugeknöpfte Leibchen ließ einen schlanken Hals sehen. Sie war offenbar nicht ganz nüchtern, denn die Augen waren umflort und die wirre Zunge stammelte mühevoll die Worte eines unflätigen Gassenhauers, mit dem sie ihren Tanz begleitete.

(Fortsetzung folgt.)

Eugen d'Albert.

Als einst Richard Wagner in irgend einem Orchester ein Stück anders dirigiert hatte, als bis dahin üblich war, begann am nächsten Tag der ständige Dirigent seine Thätigkeit mit den ungefähren Worten: „Nun, meine Herren, jetzt wollen wir dies wagnerisch nehmen.“ Wagner aber, der diese Geschichte erzählt, sagt hinzu: „Ja ja, meine Herren, es könnte noch manches „wagnerisch“ genommen werden!“

Als anfangs November 1898 in einem unserer Sinfonie-Konzerte die Konzertszene „Seejungfräulein“ von Grun und d'Albert aufgeführt war, ohne rechten Erfolg und nur mit dem Mißerfolg, daß die hiesige Musikkritik davor fast einstimmig durchfiel, war einer der Kritiker ganz besonders aufgebracht darüber, daß das Seejungfräulein, ins Meer stürzend, unter rauschendem Harfenklang erlöst wird, und spottete, bei den Wagnerianern gehe es nie ohne „Erlösung“ ab. Doch Wagner damals noch gelebt hätte! Was würde er sagen? „Ja, ja, meine Herren, es könnte manchem nicht schaden, wenn er erlöst würde!“

Was nun d'Albert betrifft, so blieb er auch weiterhin der allbewunderte Klavierkünstler und erfolgarme Komponist. Unser Publikum scheint im allgemeinen dem nicht zu trauen, der auf einem Gebiet groß ist und nun auch auf einem andern Gebiet als groß gelten soll: es glaubt wohl, in allem wieder z. B. den Solovirtuosen sehen zu müssen. So ging d'Alberts höchst feinsinniges musikalisches Lustspiel „Die Abreise“ im alten Opernhaus ohne nachhaltigen Eindruck vorüber; sein neuliches Kompositionskonzert schlug allerdings kräftig ein, obgleich auch hier am kritischen Verständnis noch manches zu setzen scheint; und sein Musikdrama in einem Aktzuge: „Kain“ ging am Sonntagabend in der Königlich-Oper mit einem Beifall, der zwar intensiv, aber nicht breit und anscheinend sowohl von sachlich Begeisterten als auch von persönlich Verechtigten mäßig am aufrecht gehalten war, in Szene und wird nun vielleicht abemals die durchschnitlichen Kritiker vor etwas ihnen zu Hohes gestellt haben. Von einem wenigstens, dessen Bericht ich las, habe ich bereits genug.

Daß sich gegen d'Alberts Kompositionen und Kompositionsweise vieles „einwenden“ läßt, ist klar. Im dieses genügend auseinanderzusetzen, müßte man schließlich die ganzen Erörterungen über Wagners Kunstweise noch einmal aufnehmen und daran eine Besprechung von d'Alberts speziellen Eigenheiten anschließen. Wieder haben wir, in den vokalischen Werken, die strenge Anordnung der Musik unter die Dichtung und das beinahe fortwährende schnelle Herumwerfen der Musik von Harmonie zu Harmonie, von Rhythmus zu Rhythmus, das namentlich einem weiteren Publikum so wenig musikalisch leicht Greifbares, „Gehörsanschauliches“, zukommen läßt. d'Alberts Kunst ist noch künstlicher, noch weniger vollständig als die Richard Wagners (mit starkem Gegensatz gegen Siegfried Wagner); sie ist noch mehr instrumental, noch weniger geistlich angelegt als jene: und sie gefährdet ihren Eindruck noch mehr als jene durch ihren überüppigen verächtlichen Reichtum. Da für scheint sie mir allerdings mehr lyrische Süßigkeit und weniger dramatisch-charakteristische Herbitigkeit zu enthalten. Ihre eigentliche Größe aber, die gewaltige Plastik des Ausdrucks äußerer und noch mehr seelischer Ercheinungen, mit der sie wie leibhaftig darstellt, was sie darstellen will, wird dadurch nicht geschwächt.

So präzentierte sich uns in dem neulichen Konzert schon der Anfang der Oper „Gernot“ — ein Eisenstückchen eisigster Art, mit prächtigen Chören und einem Tanz, der aber mit knapper Not den Eindruck eines solchen macht und im übrigen unter all den musikalischen Schätzen gleichsam erstirbt. Ein „Waller“-Klavierstück gar, das dann neben einem „Intermezzo“ gespielt wurde, zeigt diese Eigenart so sehr, daß man es geradehin vorbeigelungen nennen kann: kaum ist ein anschaulicher, einfacher Grundzug da, so stellt sich auch gleich wieder die Lüneflut ein, die ihn vergräbt. Den reinsten und vielleicht originellsten, wenn auch nicht unbedingt den bedeutendsten Eindruck jenes Abends machte wohl das Konzert

für Violoncello: endlich eine Erlösung vor der besänglichen Beschränkung dieser Specialliteratur und vor dem Sologebummel, das darin vorherrscht. Die Themen sind schließlich wunderbar und sind aufs interessanteste durchgeführt, wenn auch von einer „Metamorphose“ derselben zu sprechen, wie es in dem Programmbüchlein jenes Konzerts geschah, doch zu weit gegangen ist. Nicht vergessen werden darf, was für den Komponisten damals der Geist Hugo Weder, und noch mehr, was seine eigne Gattin Hermine d'Albert bedeutete: sie sang die Hauptpartien in den vokalischen Werken und einige Lieder; der Frau Herzog, die das „Seejungfräulein“ seiner Zeit gesungen hatte, steht sie immerhin nach, was die Leichtigkeit, Beweglichkeit der hohen Töne betrifft, giebt ihr aber an Reichheit der Stimme und an Wärme des Ausdrucks doch noch etwas vor.

Und nun der „Kain!“ Heinrich Wulfschaupt hat die alte Mordgeschichte zu einem Drama gesteigert, das freilich verlangt, daß man es „spielt“. Der Hauptpunkt ist: dem tief seelisch leidenden und Gott herausfordernden Kain erscheint Lucifer, der sich ihm als der Befreier von des Paradieses trüger Sonne, als der Bringer vom Werden und vom Wechsel, von der Sünde und von der Erlösung, d. i. dem Tode, zeigt. Dieser Gedanke führt den Kain zur Erregung über Abels paradiesische Schwärmerci und zur Mordthat, mit der er dem Bruder den Weltenerlöser, den Tod, bringen will. Als „der Mensch“ zieht er hinaus in die Welt, begleitet von seinem Kind Hanoch und seiner Frau Adah, in deren Seele das Furchtbare nicht die Liebe zum Unseligen unterdrücken kann. Und nicht, weil der Komponist noch ein Orchesternachspiel bei offener Szene braucht (wie in der Zeitung steht), sondern weil der Dichter ein volles Bild der Lebensentwicklung braucht, die Kain durchmachen muß bis zum Tag der Erlösung, deswegen steigt er mit den Seinen langsam, sehr langsam in die Berge...

In diesem springenden Punkt hat d'Albert das Drama musikalisch mit fester Hand angepackt. Nicht der Gegensatz von Gut und Böse, von Hell und Finster u. dgl. mehr in den Brüdem, sondern die Vereinigung von diesen Gegensätzen und von Unheil und Erlösung (ja, ja, meine Herren!) in dem Schicksal Kains: das ist das Neue, Große, so ganz und gar künstlerische, das da vor uns steht. Es giebt nicht bald höhere Töne als die, mit denen Lucifer dem Kain den ewigen Schlaf schildert, und die dann Kain gegenüber Abel wiederholt: „Er neigt uns die Stirn mit dem Wohl des Vergessens...“

Neben diesem musikalisch-dramatischen Treffer ist, was sich sonst über die Musik sagen läßt, nur mehr Ergänzung. Die manchmal etwas eindringliche Deklamation, die über den zauberhaft reichen Fluten des modernen Orchesters dahinschwebt; das als Quartett wiederholte Gebet Adams; der auch im Vokalischen hervorragend schöne Dankgesang Abels; sein langsamer, wiederum den Segen des Weltenerlöser zehrender Tod; dann der „die Stimme des Herrn“ darstellende Chor; der Gegensatz des Schmerzes und der Liebe im Gesang Adams; die Orchesterkunst der Naturbildern, welche letztere immer aus dem Verlauf des Ganzen heraus glaubhaft wird; endlich die charakteristischen Wandlungen des Leitmotivs Kains — das alles sind schließlich nur die richtigen Konsequenzen davon, daß einer, der was versteht und kann, die Hauptsache erfährt hat.

Die Darstellung war alles in allem würdig und schön, die scenischen Bilder sehenswert. Die scheinbare Kleinigkeit, daß jene Stimme des Herrn vorne seiltisch, statt aus der Höhe ertönte, sollte aber sofort verbessert werden. Der Sohn Kains (Fran Gradl) erschien als ein etwa 15jähriger Bursche, seine Mutter (Fr. Rothauer) 20jährig und seine Großmutter Eva (Fr. Klein) als ein Brachthweib so von ungefähr 25 Jahren. Nur Adam, der ganz Alte (Herr Wittklopp) rettete die Familienwürde. Der Darsteller der Titelfigur (Herr Hoffmann) wagte es, sie mit ganz großer Draht zu spielen, und behielt recht damit. Der paradiesisch unentwickelte Adam jedoch wurde, genau gesehen, als solcher von seinem Darsteller (Herr Grünig) ungenügend übertrieben. Die Rolle Lucifers (Herr Wödlinger) sei ob ihrer mannigfachen Schwierigkeit noch eigens genannt. Gesang und Orchester — dieses unter Dr. Rud — waren auf ihrer Höhe.

Und nun wieder weiter zum Akttag unsres Opernlebens, „dem lodenden Trug, dem bunten, des Seins...“! sz.

Kleines Feuilleton.

— Austerzucht im Adriatischen Meer. Es dürfte wenig bekannt sein, so schreibt die „Wiener Abendpost“ nach den Mitteilungen aus dem Gebiet des Seewesens, daß die Zucht der wohlschmeckenden adriatischen Auster (Ostrea edulis) an der Küste der östreichischen Adria systematisch und mit sehr befriedigendem Erfolg betrieben wird. Die Küstenbewohner beschränken sich noch immer darauf, an feuchten Punkten Pfähle oder stärkere Reste der Steineiche in den Grund zu treiben, an welche sich im Frühjahr die schwimmende Austerbrut anheftet. Die Auster wird nach Erreichung der gewünschten Größe ohne weitere Behandlung direkt auf den Markt gebracht. Drei Jahre brauchen diese Auster, um marktfähig zu werden. Nationell aber wird die Austerzucht von dem östreichischen Verein für Seefischerei und Fischzucht seit dem Jahre 1891 betrieben. Vornehmlich kommt die Anstalt hinter der Sanddüne S. Pietro d'Orto in der Lagune von Grado in Betracht. Das hierbei angewendete System ist teils das französische, teils das in Taranto übliche. Es wurden Dachziegel,

